

„... eben noch ein Kind, und jetzt schon ein alter Mann“ M. B.

Kennengelernt, Michael, Namensvetter, haben wir uns im Sommer 1984, vor bald fünfunddreißig Jahren, auf einem großen Dampfer, der den Rhein hinab fuhr. Zusammen mit siebzig anderen Schriftstellern aus Deutschland, Frankreich, Holland, der Schweiz schipperten wir fünf Tage lang unter der Flagge „Narrenschiff '84“ auf dem europäischen Fluß von Basel bis zur Mündung in Rotterdam. Wir beide waren in der Mitte unserer Leben. Die sechs Jahre, die uns trennten (zu wessen Gunsten?), spürte ich keine Sekunde. Du trugst Deine Haare immer noch lang, als schrieben wir noch das legendäre Jahr 1968. Zu beiden Seiten fiel es Dir vom Mittelscheitel glatt auf die Schultern. Das war selten geworden im Deutschland dieser Jahre (gerade hatte der frisch gekürte Kanzler Kohl die „geistig-moralische Wende“ ausgerufen). Keine Spur davon auf Deinem Schädel, und es kam mir fast vor, als wäre ich mit meinem Kurzhaarschnitt der Ältere von uns beiden.

Ausgesprochen scheu gingen wir zwei miteinander um, sehr vorsichtig. Man kannte sich aus der Zeitung, hatte ein entsprechend unklares Bild vom anderen, und da wir beide unser Herz nicht auf der Zunge tragen und beide notorische Einzelgänger sind, hatten wir es nicht leicht mit uns. Wenn mir ein Bild von damals vor Augen kommt, dann sehe ich uns beide an der Reling stehen, den Blick hinab ins trübbraune Wasser des Rheins oder auf eine Uferlinie und die eine oder andere unserer Wahrnehmungen austauschend. Freundlich, aufmerksam, wachsam.

Doch unsere Verschwiegenheit trug Früchte. Als wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten, an unseren Schreibtischen, lösten sich die Finger auf den Tasten zu einem Gespräch der anderen Art. Nur wenige Wochen nach Ende der Rheinreise auf dem „Narrenschiff“ finde ich meine Besprechung Deiner *Monologe über das Glück* datiert, die gerade herausgekommen waren.

Heute würde ich ganz anders darüber schreiben. Aber das Urteil wäre das gleiche.

Seit einiger Zeit habe ich für mich eine neue Lesart entdeckt: das Lesen im Freien, in der Natur. Und wenn sich ein Buch dabei bewährt, dann überlasse ich mich ihm, wieder zu Hause, auch im geschlossenen Raum mit größerem Vertrauen. Ein Buch, das sich an der frischen Luft bestens gehalten hat, ist der neue Prosaband von Michael Buselmeier.

Kein Wunder: Der 45jährige Autor aus Heidelberg hat seine Beobachtungen und Überlegungen zum wesentlichen unterwegs eingesammelt, beim Durchwandern seiner pfälzischen Heimat. Es ist dabei, um eine Anleihe bei der Malerei zu machen, eine pleinair-Literatur entstanden, und Buselmeier hat die Notizen auch am Schreibtisch bei der Überarbeitung frisch und leicht und luftig zu halten gewußt.

Im lockeren Parlando einer Fußreise stellt Buselmeier seine Betrachtungen zum derzeitigen Stand der Dinge an, zumeist in unverstellter Ich-Form. Es sind die Wahrnehmungen eines Mannes jenseits der Vierzig, der mit Abstand seine stürmische Jugend hinter sich gelassen hat – der Autor zählte in Heidelberg zu den Protagonisten der 68er Bewegung und wird dort noch heute als eine Art Bürgerschreck gehandelt –, eines Mannes aber auch, der dranbleibt an seiner, unserer Gegenwart. Und sich mit ihr verändert.

Tatsächlich engagiere ich mich heute weniger für gesellschaftliche Veränderung und utopischen Entwurf, während das Gleichbleibende und das Verlorene, Heimat, eine fest lebensrettende Bedeutung gewonnen hat.

Die Natur ist ihm wichtiger geworden, und er verwendet einige Mühe darauf, schreibend, „Naturformen zu Innenbildern zu verwandeln“, was ihn mitunter zu einer etwas heiklen Naturfrömmigkeit (ver)führt. Aber anders als oft genug unser Generationsgenosse Peter Handke und dessen Nachbeter, bleibt Buselmeier doch wach und aufmerksam für gesellschaftliche Bewegungen dieser Jahre. Freilich überwiegen jetzt gegenüber der selbstgewissen Jugendllichkeit Skepsis, Vorsicht, Gebrochenheit.

Die Glaubenssätze von 1968, manchmal nur Phrasen, sind dem Spott verfallen, der schmerzt, und auch auf

der Unruhe der nachfolgenden Jugend, der struppigen Punks etwa, ruht der Blick des Älteren mit Sympathie und Ironie zu gleichen Teilen. Selbst noch engagiert auf Demonstrationen gegen Atomkraftwerke oder die Aufrüstung hierzulande, sieht Buselmeier zugleich in der Friedensbewegung ein Gutteil „Heuchelei und apolitische Hysterie“ verborgen.

Denn:

Ich sehe angesichts dieser wesentlich abstrakt erfahrenen Bedrohung kaum einen sein Leben tatsächlich ändern.

Oft genug gelingen dem Autor überzeugende Bilder für ein zeitgenössisches Bewußtsein ohne Selbstbeschwichtigung und Pose. Ein Beispiel: Beim Wandern durch einen abgelegenen Teil des Pfälzer Waldes stößt er zufällig auf eine neugezogene Straßentrasse, dreispurig, mit breiten seitlichen Schneisen. Er ahnt sofort, daß hier der Zufahrtsweg zu einem atomaren Waffenlager der Amerikaner im Bau ist. Jetzt wird er neugierig, die Natur um ihn ist vergessen. Wenigstens die Wachtposten mit ihren Hunden will er sehen. Und läuft, läuft stundenlang, es fängt an zu regnen. Nebel füllt die Täler, und als er endlich die Anhöhe erreicht hat, erkennt er buchstäblich nichts mehr auf dem Gipfel. Die Natur hat dicht gemacht. Er ist durchnäßt, die Schuhe aufgeweicht, sie drücken. Der Wanderer tritt den Rückweg an.

Ein junges Paar, das ihm begegnete, grüßte ihn freundlich.

Der Regen hört auf, die Sonne zieht hoch.

Die Welt stand weit offen, und er fing zu rennen an.

Die Folgenlosigkeit des Interesses an gesellschaftlichen Fragen (von lebensbedrohendem Ausmaß), seine Brüchigkeit, das Abhandenkommen durch ein freundliches Lächeln von zwei fremden Menschen und der Sonne – das ist ehrlich, und das ist unverschönt gesehen.

Die vormalige politische Radikalität hat sich zurückgezogen in die Radikalität subjektiver Ehrlichkeit. An diesem Punkt sind freilich allerlei Inkonsequenzen, Schwächen, auch Miesheiten einzugestehen – und auszuhalten.

Die asoziale Ausschließlichkeit der frühen Wünsche der Kindheit überlebt, wenn überhaupt, im poetischen Bild des geretteten Einzelnen.

Seit langem habe ich mit Michael Buselmeiers Monologen über das Glück wieder ein deutschsprachiges Buch gelesen, in dem der Atem gegenwärtigen Lebens zu spüren ist. Durch diese Prosa weht die anarchische Tramper-Philosophie des Jack Kerouac so gut wie der pathologische Wandertrieb von Büchners Lenz.

Das, was uns beiden zwei Monate zuvor nicht geglückt war, 1984, Arm an Arm über das dahinziehende Wasser des Rheins gebeugt, gelang uns jetzt: ein Zwiegespräch über die Ferne hinweg. Mein Hinweis auf die *pleinair*-Lektüre war keine Zeitungsente. Er entsprach der Wahrheit. In dieser Zeit lebte ich für ein knappes Jahr in Worpsswede, in den „Künstlerhäusern“ vor den Pferdeweidern, und auf all den Erkundungswegen durchs Teufelsmoor, zu Fuß oder mit dem Fahrrad, im Hochsommermonat August, waren Deine *Monologe* immer dabei und wurden zu Dialogen. Es war mir alles ungeheuer nah, wie Du die Dinge sahst und beschriebst, und mein Lob kam aus dem Herzen.

Und heute, da es gilt, Dich, Michael, an Deinem Achtzigsten zu ehren, liegt es wieder vor mir, das schmale Bändchen von 150 kleinen Seiten, mit meinen Lesespuren von damals. „12,80“ steht auf dem Deckel hinten, mit Bleistift, „DM“ natürlich. Mürbe geworden der Leim von der Zeit und nur noch mit spitzen Fingern zu lesen, daß es sich nicht auflöse. Doch trotz aller Vorsicht hat der Band die abermalige Lektüre leider nicht

mehr schadlos überstanden.

Autor und Leser sind mittlerweile fast fünfunddreißig Jahre älter geworden (und mürber?), ein halbes Menschenleben, oder eine Generation. Und immer noch liest es sich frisch und lebendig, wie da einer seine Reden hält über das, was er für (sein) Glück erklärt. Natürlich hat sich an manchen Stellen auch Patina auf diese knappen Bilder in Prosa gelegt. Die Erinnerungen an das Jahr 1968 etwa, in denen Buselmeier seinen Abschied von dieser Bewegung thematisiert, sind noch einmal erheblich eingedunkelt. Dieses 1968, das einmal nahezu die gesamte akademische Jugend dieses Landes geprägt hatte – heutzutage sind die Ereignisse längst zu einem Mythos erstarrt, mit einer dicken Staubschicht oben drauf. Seine Protagonisten sind längst verstorben oder verzehren (höchst unrevolutionär) ihre Renten und die Träume. Derjenige, der die Zeit miterlebte, mag sich in diesen Jahre als einem Höhepunkt seiner Biographie sonnen. Oder 1968 für einen jugendlichen Irrtum halten und sich vielleicht sogar schämen dafür.

Übrig bleiben am Rande, wie immer und je, eine Handvoll „lebenslang Lernender, neugierig unterwegs auf Um- und Irrpfaden“, jenseits verklärender Sentimentalitäten. So hat es Buselmeier 2014 in seiner Dankesrede zur Verleihung des *Gustav-Regler-Preises* formuliert.

Das ist von heute gesehen. Aber bereits 1984 in den *Monologen* klingt sein Urteil über 1968 harsch genug. Der Abstand dazu war schon damals groß genug.

Ist nicht der Aufbruch jeder Jugend, ihre prangende Unbedenklichkeit eine Art Gratisfreiheit, von den gesellschaftlichen Institutionen toleriert, ja begrüßt, bevor der ‚Ernst des Lebens‘ zupackt, die sogenannte Reife den Würgegriff anlegt? Eben noch hocken sie schwadronierend im Kneipendunst, bunt angemalt, bis auf einmal etwas grau und rechtwinklig vor ihnen steht, das behauptet, nun ihr Leben zu sein, und sie auffordert mitzukommen, und nach einigem Zögern trotten die meisten hinterdrein.

Der befreiende Rausch, den der Einzelne in der Masse erlebte, bei den großen Demonstrationen landesweit, vor allem an den Universitäten, wird mit kühlem Blick als ein üblicher historischer Vorgang gewertet und ist damit erledigt. Funken lassen sich daraus keine mehr schlagen. Der kurze Traum von sozialer Befreiung ist erloschen. An seine Stelle ist wieder – ist es denn nicht zum Heulen? – „die asoziale Ausschließlichkeit der frühen Wünsche“ getreten, die verträumten, wirklichkeitsenthobenen Gefühle der Kindheit.

In den folgenden Jahren ist die vorrationale Lebenssicht des Kindes bei Buselmeier als poetisches Prinzip und als sein Arbeitsfeld wieder voll zum Tragen gekommen, zuletzt und am Schönsten in dem Buch *Ende des Vogelgesangs*, über seine frühen Erlebnisse und Prägungen in den vierziger und fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

Im Zeichen unserer Kindheiten, die hautnahe Ähnlichkeiten wie eben solche Entfernungen aufweisen, sind wir beide, Michael B. und Michael Z., einander wieder näher und nahe gekommen. „Beim Begießen ihrer Wurzeln trafen sie sich wieder...“, so ließe es sich im Ton des Märchens sagen.

Als wir uns vor drei Jahren, nach langer Zeit, „zufällig“ wieder einmal persönlich begegneten, in Wuppertal, wo ich seit einigen Jahren lebe, verabredeten wir uns spontan für den Morgen nach seiner Lesung zu einem Rundgang durch die Stadt. Das eine oder andere hier wolle ich ihm doch gern zeigen. Sofort sprang er darauf an. Und es ist ein Weg durch die Straßen meiner täglichen Besorgungen geworden, der mir fest im Gedächtnis sitzt. Da ging jemand neben mir, der gewohnt ist, zu Fuß zu gehen – mit den Werkzeugen seines Körpers sich die Welt zu erobern. Das ist sofort zu spüren. Und dann sein geschulter Blick beim Gehen. Den Kopf angehoben, ständig um sich witternd, sah er sofort alles. Kein zweites Erklären war nötig. Seine Nachfragen saßen. Der Dichter und der Mensch Michael Buselmeier hatte sich „an der frischen Luft bestens behauptet“, wie ich vor fünfunddreißig Jahren über die *Monologe über das Glück* geschrieben hatte. Auch diesmal wieder.

Noch viele gute Gänge, Kollege, Freund – drinnen beim Schreiben & Lesen, und in der Natur draußen, in Stadt und Land.

Michael Zeller, aus Michael Braun und Ralph Schock (Hrsg.): *Nichts soll sich ändern. Zum 80. Geburtstag von Michael Buselmeier*, Wunderhorn Verlag, 2018